

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 36

Artikel: Verzeihen Sie Eveline! [Schluss]
Autor: Bivanti, Annie
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645153>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 23.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eine Mauer in eine verschwommene Ferne zurückzutreten. Und in diesem mystischen Dunkel schwebte das Boot mit seinen weißen Segeln wie ein Wassergeist. Manchmal zerriß ein seltsam gedehnter Schrei die nächtliche Stille. Dann zuckte es über der Spitze des Großbaumes silbern auf und erlosch hoch oben in der Dunkelheit. War es die Nacht, die im Traume aufstöhnte? War's eine späte Mäve, die uns schreiend folgte? Was hatte das zu bedeuten? Sturm vielleicht? Nun schwiegen die Schreie ganz. Irgendwo im Raume erklickten sie. Hinter uns flimmerte ein breiter Lichtgürtel, den sich die dunkle Berglehne umgebunden. Eine Märchenstadt schien dort dem See entfliegen zu sein. Hoch über ihr zerstückte die lange Strahlenlänge des Scheinwerfers vom Chaumont die Nacht. Es war, als hockte ein Zyklope am Ufer, dessen Einauge alles abtastete, was in seine Nähe kam. (Schluß folgt.)

Verzeihen Sie Eveline!

Von Annie Vivanti.

(Schluß.)

Der Professor richtete seinen Blick wieder auf die Pendeluhr.

„Sie haben heute noch nicht gegessen?“ fragte er plötzlich.

„Nein“, sagte ich bestürzt.

„Dann entblößen Sie gütigst Ihren rechten Arm.“

Ich gehorchte zitternd.

„Setzen Sie sich hierher.“ Der Doktor wies auf einen Lehnstuhl neben einem Regal mit chirurgischen Instrumenten.

„Haben Sie keine Angst“, fügte er hinzu, „ich werde Ihnen nicht wehe tun.“ Mit diesen Worten wandte er mir den Rücken und machte sich daran, einige Gegenstände auf dem Glastische herzurichten. Und vielleicht, um mich auf andere Gedanken zu bringen und die Furcht abzuschwächen, die er in mir erriet, begann er ziemlich liebenswürdig zu plaudern.

„Das Blut, gnädige Frau, ist wie ein Zauberer, der die tiefsten Geheimnisse unseres Organismus, die dunkelsten und verborgensten Neigungen, die in uns stecken, enthüllt; es ist ein Weissager, der uns die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft verkündet. Darin besteht eben der Wert meiner bescheidenen Entdeckung: auf Grund dieses neuen Verfahrens bei der Blutuntersuchung können wir heute den Ereignissen voraussehen, der Krankheit, noch bevor sie in Wirklichkeit existiert, entgegentreten und sie bezwingen.“

Mit diesen Worten stellte er ein kleines schwarzes Beden unter meinen Ellbogen und band einen dünnen Kautschukschläuch um meinen Vorderarm. Ich schloß die Augen.

Zuerst hatte ich am Arm die Empfindung einer sehr großen Kälte; dann... ein kurzer Schlag, ein stechender Schmerz! Ich schlug die Augen auf und bemerkte, daß er eine kleine Phiole an meinen Arm preßte, die sich langsam mit Blut füllte.

„Fertig!“ — Rasch verband er mir den Arm.

„Nun erholen Sie sich von dem kleinen Schreden und kommen Sie morgen Vormittag wieder, um... das Urteil zu hören.“ Mit einem gutmütigen Lächeln reichte er mir die Hand. Dies war der richtige Augenblick: jetzt oder nie mußte ich meinen Auftrag ausführen.

„Herr Professor... erlauben Sie mir ein Wort?“... stammelte ich.

Sein Antlitz umwölkte sich. Er erhob wieder den Blick zur Pendeluhr. Dann öffnete er höflich, aber bestimmt die Türe.

„Morgen, gnädige Frau, um viertel nach neun.“

Als ich hinunterkam, sah ich vor dem Tore einen geschlossenen Wagen und am Fenster das erregte Gesicht Evelinens unter einem neuen, mit Rosen garnierten Hut.

„Kann ich hinaufgehen?“ leuchte sie. „Erwartet er mich? Hat er mir verziehen?“

„Sprich nicht!“ sagte ich schauernd und setzte mich neben sie.

„Rutscher, zur Villa Fren!“

Am nächsten Morgen um viertel nach neun läutete ich entschlossen an der Türe des Professors Hilgard. Nichts sollte mich diesmal davon abhalten, ihm Evelinens Botschaft zu überbringen. Die Unglückliche hatte die Nacht unter konvulsivischen Tränenausbrüchen verbracht, und da ich ihr exaltiertes Wesen kannte, befürchtete ich irgend einen unüberlegten Streich.

Im Vorzimmer stieß ich beinahe mit der Dame des Vortages zusammen. Wenn es nicht die roten Haare gewesen wären, hätte ich sie fast nicht erkannt. Sie schien ganz verklärt und strahlte über das ganze Gesicht. Sie verabschiedete sich gerade in überschwenglicher Weise vom Professor. Ich blieb stehen und trat etwas auf die Seite.

„Herr Doktor!“ Ihre Augen glänzten, ihr roter Mund lachte. „Sie haben mir das Leben wiedergegeben. Ich fühle mich wie neugeboren. Schon das Bewußtsein, gesund zu sein, hat mir sofort alle Beschwerden genommen.“

„Die Macht der Autosuggestion“, lachte der Doktor. „So hat also der liebe Coué recht, wenn er sagt, daß zur Heilung jeden Übels die Ueberzeugung genüge, es nicht zu haben.“

Mit einem Aufschrei der Freude ergriff die Frau seine Hand und führte sie stürmisch an die Lippen. Dann ging sie eilends hinaus.

„Das ist eine glückliche Frau!“ bemerkte ich, indem ich mit dem Doktor in das Ordinationszimmer trat; und um nicht den Mut zu verlieren, begann ich sofort von dem zu reden, was mir am Herzen lag.

„Diese Frau ist glücklich, aber ich kenne eine... die es nicht ist.“

Der Doktor wandte sich um und schaute mich an. Ich bemerkte, daß sein Gesichtsausdruck ernster, aber weniger hart als am Vortage war.

„Sie meinen sich selbst, gnädige Frau?“ Mit einer fast liebevollen Bewegung ergriff er meine Hand.

„Sie haben keinen Grund, unglücklich zu sein. Wir werden Sie behandeln, wir werden Sie gesund machen... Verstehen Sie? Ich verspreche Ihnen, daß Sie genesen werden.“

Ich war vor Schreden wie gelähmt. Ich hatte plötzlich die Empfindung, als ströme alles Blut aus meinem Herzen.

„Beruhigen Sie sich“, fuhr der Doktor fort. „Rechtzeitig behandelt, stellt sich die Sache nicht so ernst dar, als wenn...“

„Mein Gott! So bin ich denn krank? Herr Doktor! Was habe ich? Was fehlt mir?“

„Gnädige Frau“, sagte er in befehlendem Tone, „vor allem verbiete ich Ihnen, sich aufzuregen.“

Er drehte sich um und nahm aus einem Fache des Schreibtisches einen Zettel. Er las ihn durch und sagte: „Ich habe bei Ihnen einige nervöse Störungen gefunden, die jedoch ein rein akademisches Interesse haben. Außerdem — der Professor dämpfte ein wenig seine Stimme — ist in Ihrem Blute die Neigung, bitte ich sage Neigung, zu Geschwülsten ersten Charakters. Sie werden sich einer ungefähr zweijährigen Kur unterziehen müssen.“

Ich hörte nichts mehr, ich glaubte, ich wäre im Delirium.

Ich krank? Von einem entsetzlichen Uebel bedroht? Von jenem fürchterlichen Uebel, dessen Namen auszusprechen ich nie gewagt hätte ohne zu zittern! Eine zweijährige Kur!

Alles drehte sich um mich. Ein Schleier legte sich um meine Augen.

Unten erwartete mich, wie am Vortage, Eveline im Wagen.

„Nun? Was hat er gesagt?“

„Er hat gesagt, daß ich krank bin.“

Und ich brach in Tränen aus.

Welch unbeschreibliche Qual, unter dem Alpdruck einer gräßlichen Verurteilung zu leben! Am Morgen aufzuwachen und sich, noch bevor man die Augen öffnet, mit banger Unruhe zu fragen: „Was erwartet mich Neues, Ungewisses, Schmerzliches? ...“ Und dann plötzlich aufzufahren und sich zu erinnern!

Aufstehen, sich rühren, ausgehen, heimkommen, immer mit derselben fixen Idee; die anderen beobachten, wie sie sorglos ein- und ausgehen, sprechen und sich bewegen; während man sich fragt: Ist unter diesen Menschen vielleicht auch einer, der dasselbe Uebel hat? Ueberall — in Gesprächen, die man führt, in den Büchern, die man liest — immer und immer nur Zusammenhänge mit der Tragödie der Krankheit zu suchen! Immer horchen, immer lauern, um irgend ein Sympton der Besserung oder Verschlimmerung aufzufangen! Forschen, in den Augen der anderen ein Aufblitzen des Mitleids oder des Schreckens beobachten!

Heute in verzweifeltstem Gebete niedersinken, morgen in verzweifelter Empörung die Fäuste gegen den Himmel ballen!

Sich tausendmal im Tage sagen: Als ich noch gesund war, wieso war ich nicht glücklich, wahnsinnig glücklich? Als ich mich noch wohl fühlte, wie konnte ich wegen nichtiger Ursachen leiden, mich aufregen, mich ärgern? Mir dies und jenes zu Herzen nehmen?

Und in schlaflosen Nächten aufstehen und im Hause herumirren und das Bedürfnis fühlen, alle zu weden, um sie mit seiner Qual zu quälen. Für andere weder Liebe noch Mitleid, noch Nachsicht empfinden, sondern sich in ein grenzenloses Mitleid mit sich selbst einspinnen! Finden, daß alle grausam, alle selbstüchtig, alle schlecht sind, weil sie schlafen, weil sie essen, weil sie sprechen, weil sie leben..., während man selbst, in seine Verzweiflung eingeschlossen, schauernd den Tod erwartet...

So lebte ich... Wie lange? Ich weiß es nicht. Tage, die Jahre schienen; Nächte, die sich dehnten, wie die Ewigkeit.

Die einzige Freude, das einzige Licht in der düsteren Verzweiflung jener Stunden, die einzige Trösterin war... Eveline! Voll zarter Sorge, unermüdet, selbstvergessen, war sie mir mehr als eine Pflegerin, als eine Schwester. Ihr geduldiges Wachen an meiner Seite tat mir wohl wie ein mildes, ewig brennendes Licht.

Eines Morgens, in aller Frühe, wurde mir eine Botschaft von Doktor Hilgard überbracht. Es waren nur drei Worte: „Kommen Sie sofort!“

Im höchsten Grade verwundert, wankend, stand ich auf. Eveline, die noch mehr zitterte als ich, half mir beim Ankleiden. Wenige Augenblicke später betrat ich das Arbeitszimmer des Arztes.

Er sprang auf und eilte mir entgegen. Sein Gesicht war fahl und seine Hände zitterten.

„Gnädige Frau, es ist ein Irrtum unterlaufen, ein fürchterlicher Irrtum. Die Diagnose, die ich stellte, bezog sich nicht auf Sie. Mein Chemiker hat einen ungeheuerlichen Fehler begangen, er hat die Phiolen verwechselt... Sie sind gesund, vollkommen gesund...“

Ein Schwindel erfaßte mich. Im Taumel der Freude, die mich erfüllte, fuhr mir blitzschnell ein Gedanke durch den Sinn: die Erinnerung an jene Frau mit den roten Haaren..., an ihr vor Freude verklärtes Gesicht. So war... sie es?

Ich schluchzte auf. „Ah, jene arme Frau, die so glücklich war...“

Der Doktor warf mir einen undefinierbaren Blick zu. „Wir werden auch sie heilen“, sagte er mit etwas verschleierter Stimme. Dann, als er seinen Blick auf mein vom Leiden verwüstetes Gesicht richtete, schrie er fast auf: „Meine arme, liebe, gnädige Frau! Wie werde ich je die vielen, schrecklichen und unnützen Qualen, die sie erlitten haben, gutmachen können?“

Ich fühlte, wie mich eine Ohnmacht erfaßte. Ich fand nur noch die Kraft, die drei Worte zu stammeln:

„Verzeihen Sie Eveline!“

Dann verlor ich die Besinnung.

Gold.

Skizze von Leo Tolstoi.

Vor langer Zeit lebten unweit Jerusalem zwei Brüder, der ältere hieß Afanahij, Joann der jüngere. Sie lebten auf einem Berge bei der Stadt und nährten sich von dem, was ihnen die Leute gaben. Ihre Tage verbrachten die Brüder mit Arbeit; nicht für sich, sie arbeiteten für die Armen. Zu Menschen, die unter der Last ihrer Arbeit seufzten, zu Kranken, Waisen und Witwen gingen sie, verrichteten Arbeit und schieden ohne Zahlung zu nehmen. So verbrachten die Brüder die ganze Woche getrennt voneinander und kamen nur jeden Sonnabend Abend in ihrer Behausung zusammen, verlebten den Sonntag gemeinsam, beteten und unterhielten sich. Und Gottes Engel kam herab zu ihnen und segnete sie. Am Montag gingen sie wieder auseinander, jeder nach seiner Seite. So lebten die Brüder viele Jahre und jede Woche kam der Engel zu ihnen und segnete sie.

Am einem Montag, als sie nach verschiedenen Seiten zur Arbeit gingen, tat es Afanahij leid, sich von dem geliebten Bruder zu trennen, weshalb er stehen blieb und zurückschaute. Auch Joann blieb stehen, hielt eine Hand vor die Augen und sah aufmerksam auf eine Stelle; dann näherte er sich derselben, sprang aber plötzlich, als ob ein wildes Tier ihm nachsetzte, von Berg zu Berg. Afanahij war sehr verwundert und ging zu dieser Stelle, um in Erfahrung zu bringen, worüber sein Bruder in solchen Schrecken geraten sei. Wie er nahe kommt, sieht er: es blickt etwas in der Sonne; und wie er angelangt ist, sieht er auf dem Grase, als ob es mit einem Maß ausgeschüttet wäre, einen Haufen Gold.

Worüber mag er sich erschreckt haben und weshalb ist er fortgelaufen? dachte Afanahij. Im Golde ist keine Sünde. Die Sünde ist im Menschen. Mit Gold kann man Unheil vollbringen, aber man kann auch Gutes tun — wie viele Waisen und Witwen kann man ernähren, wie viele Nackte kleiden, wie vielen Dürftigen und Kranken kann man mit diesem Golde Beistand leisten! Wir dienen freilich jetzt auch den Menschen, aber unser Dienst ist gering nach unserer geringen Kraft, mit diesem Golde jedoch können wir den Menschen erspriehlicher dienen.

Afanahij wollte das alles dem Bruder sagen, Joann aber befand sich bereits außer Gehörweite, fern auf dem anderen Berge war er wie ein Käferchen zu sehen.

Und Afanahij nahm sein Oberkleid ab, schüttete Gold hinein, wie viel er zu tragen Kraft hatte, packte es auf die Schulter und trug es in die Stadt; er trat in ein Wirtschaftshaus, übergab dem Wirte das Gold und ging, das übrige zu holen. Als er den ganzen Fund beisammen hatte, erhandelte er von den Kaufleuten Baustellen in der Stadt, kaufte Steine und Bauholz, nahm Arbeiter an und baute drei Häuser: ein Asyl für Witwen und Waisen, ein Siechenhaus, eine Herberge für Pilger und Bettler. Und er fand drei fromme Greise; dem einen vertraute er die Aufsicht über das Asyl an, über das Siechenhaus dem zweiten, dem dritten über die Herberge. Dreitausend Goldstücke blieben ihm noch übrig und er gab jedem der Greise ein Tausend,